

HANSER



Leseprobe

Péter Esterházy

Esti

Übersetzt von Heike Flemming

ISBN (Buch): 978-3-446-24145-9

ISBN (E-Book): 978-3-446-24277-7

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser.de/978-3-446-24145-9>

sowie im Buchhandel.

Drittes Kapitel

*in welchem Das Abenteuer des Kornél Esti
mit der deutschen Sprache*

Kornél Esti wusste, wann er gealtert war. Wann er alt geworden war. Gestern, Dienstagmorgen, viertel zehn. Freilich, was heißt alt. Alt ist, so Esti, wenn man über sich sagt, man sei alt. Esti umgab sich mit Wörtern, er war sogar der Meinung, die Welt bestehe aus Wörtern. Nun, dazu hätte ich doch einiges zu sagen. Zum Beispiel, gerade im Zusammenhang mit dem Alter, der Tod. Der Tod ist nicht einfach ein Wort. Bitte ausprobieren. Oder das, was auf dem Klo stinkt. Egal, lassen wir das, mag sein, ich habe da etwas falsch verstanden.

Dieser Dienstag benahm sich, keiner weiß, warum, wie ein Sonntag, ein Sonntag alten Schlags, gemütlich, ruhig, langsam, müßig, Esti lag herum und las; überraschend Novellen von Graham Green, dabei mochte er Greens Zynismus nicht, doch wenn er beim Lesen an die Stelle kam, an der ihm das einfiel, fiel es auch der Novelle ein, was sich so als Stärke erwies, als Stärke der Novelle.

Er konnte gut im Liegen lesen, manchmal flach auf dem Rücken, die Hände, in ihnen das Buch, zum Himmel gestreckt, freilich, dazwischen noch die Zimmerdecke, gern jedoch las er seitlich auf den Ellbogen gestützt, abwechselnd auf den linken oder rechten (ausgenommen die zwei Jahre, als ihm irgendeine Beule am linken Ellbogen gewachsen war, irgend so ein Gelenkding, Esti hatte es oft betastet, weil die Substanz so seltsam war, weder Muskel noch Fleisch noch Fett, so ein Dingsbums – man konnte sich darauf abstützen, da es nicht weh tat, aber nach etwa zehn Minuten spürte er von einem Augenblick auf den anderen eine heiße Taubheit und aus seinem Ellbogen wich die Kraft, dieser stürzte regelrecht ein, so dass Esti nicht selten mit

dem Gesicht quasi in sein Buch fiel), und wenn auch nicht zu schlafen, so pflegte er doch auch auf dem Bauch zu lesen. Dann stellte er sich vor, er sei eine Frau, warum, das bleibt ein Rätsel.

Noch vor viertel zehn wechselte er die Position. Wüsste ich alles, dann wüsste ich, dass von rechts nach links. Und da, auch für ihn unerwartet, entfuhr ihm ein gewaltiges, dennoch leises Ächzen, das nah am Wimmern und nicht weit entfernt vom Seufzen war. Wie Blei, so schwer fühlte er sich. Und ein Schmerz ohne konkreten Schmerz überkam ihn. Der Schmerz, das Wort überflutete ihn. Als sei er aufgedunsen. Als sei er mit seinem eigenen verdorbenen Fleisch vollgestopft. Er legte sich zum Ausruhen auf den Bauch; sein Kopf bohrte sich ins Kissen wie in Schlamm. Als wäre sein Haltbarkeitsdatum abgelaufen. Da wurde es halb zehn.

Alt. Bin ich. Sagte er laut, ein Teil des Ächzens. Die Luft entwich ihm pfeifend wie einer gut synchronisierten alten Frau. Und prompt dachte er auch: Von nun an möchte ich ausschließlich kleine böse Novellen schreiben. Dieser Gedanke erfüllte ihn mit einem wohligen Gefühl. Er sprang auf, erschrocken bemerkte er, wie jugendlich, ging in sein Zimmer, zu seinem Schreibtisch (aus dem abstrakten und sinnlichen Raum des Bettes in den abstrakten und sinnlichen Raum des Tisches) und schlug sein Ideen-Heft auf. Ideen für Novellen, mit Grün; mit Rot gestrichen, wenn er sie geschrieben, mit Schwarz, wenn er sie verpfuscht hatte. Oder er vergaß, was er eigentlich wollte. Zuletzt hatte er mit Schwarz gestrichen: »vorsichtige Annäherung, fehlende Entscheidung, Flecke, Trüffelarten, Grappasorten, ein deutsches Wort: *möge*, das Ich spricht in der dritten Person von sich, siehe Jandl!, anschwellende, tiefpurpurne Blütenblätter«. Was mag das sein? Völlige Finsternis, obwohl er Schwarz nicht deshalb verwendete.

Meine Begegnung mit der deutschen Sprache, dieser grüne Titel war die letzte Eintragung. Und mit Bleistift, sichtlich überstürzt festgehalten, Notizen: 1. O n k e l, O n k e l, b i t t e U h r. Mein lieber Neffe. Wenn du in zwei Wochen, in denen du mit deiner Tante auf dem, ich gebe zu, aus finno-ugrischer Sicht mühevollen Weg der Aneignung der deutschen Sprache voranschreitest, in wenigstens zehn,

seien sie auch noch so kurz, zehn deutschen Sätzen begründen kannst, warum du sie brauchst, bekommst du sie. Was? Nicht was, niemals was, sondern wie bitte. (Lanco war, wurde der Name der Uhr.) 2. Schweiß, nicht Blut. 3. Lacht wie ein Holzhund, das verstand keiner. Ich wiederum verstand nicht, was da nicht zu verstehen war. 4. Das lila Haar der Deutschlehrerin. 5. Rübenzuzler. Rümamzuzla. 6. Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren etc. Und am Ende irgendwie so: drübere, druntere, aber auch juhe(?). 7. Die gotischen Buchstaben! Und: Es lebe das scharfe ß! 8. Polter! Polter! (Blättern in einem Fix und Foxi-Heft Anfang der sechziger Jahre, die strenge Wiener Tante fragt argwöhnisch, was ich mache, das heißt, womit ich meine Zeit *fülle*, ich lerne Deutsch. Recht so, sagt sie und blickt in das Heft, auf der Doppelseite ein einziges Wort, auf dem einen Bild rollen Steine und daneben steht, vermutlich das Geräusch des Steinschlags nachahmend: Polter! Polter! Ich verstehe, sagt die Prinzessin kühl und verlässt das Zimmer. Plötzlich verstehe ich, wie Revolutionen entstehen.) 9. »Und die Deutschen haben auf alles Nutella geschmiert! Die reinste Hitlerjugend!« – »Nicht die Deutschen, die Österreicher.« – »Egal.« – »Nicht egal.« 10. In Polen konnte er entweder Deutsch oder Russisch sprechen. Das eine ist schlimmer als das andere. Versuch in demonstrativ verstümmeltem Deutsch. Jetzt ist es freilich bequem, Ungar zu sein, was?! 11. Wes die Sprache, des die Macht. »Warum hast du ungarisch mit ihnen gesprochen?« – »Sie haben mir lange deutsche Sätze gesagt. Und ich habe ihnen lange ungarische Sätze gesagt.« – »Aber so habt ihr einander nicht verstanden.« – »Nein.«

Esti sprach außer ungarisch am liebsten portugiesisch, »in der Sprache der Blumen«, aber Deutsch verwendete er am meisten. Durch das Deutsche kam er mit dem nichtungarischen Teil der Welt in Kontakt, mit dem Rest, und dafür war er der deutschen Sprache dankbar. Es blieb zwischen ihnen eine gewisse Spannung, Fremdheit – doch Beziehungen sind nun einmal so. Nichtsdestotrotz dachte Esti manchmal hochmütig: Und wie ich Deutsch könnte, wenn ich Deutsch könnte.

Sein Nichtkönnen ruhte auf zwei starken, stattlichen Säulen. Der Mangel an Stilgefühl war das eine oder, wie Esti es gern formulierte: Er kennt, weiß, fühlt den Platz der Sätze nicht, wo denn nun ein Satz ist, einer seiner Sätze zwischen Grimmelshausen und Handke. Auf Ungarisch weiß er das, da weiß er fast nichts anderes. Sein Verhältnis zu den deutschen Wörtern ist zu praktisch, es ist darin keine Leidenschaft, kein Saft. Bei einem deutschen Wort vermag er nicht in Tränen auszubrechen, nicht zu erröten, sie demütigen ihn nicht, er kann nicht nach ihnen ringen. Die deutschen Wörter widersetzen sich ihm nicht: Sie erfüllen ihren Zweck, wenn sie ihren Zweck erfüllen. Er wählt den Zweck so, dass sie ihn erfüllen.

Das andere (Unangenehmere, weil er dessen Grenzen nicht spürt, und zwar gerade infolge des Problems selbst): das unterschiedliche Verhältnis der deutschen und der ungarischen Wörter zu den Begriffen, zur Begrifflichkeit. Die unterschiedliche Rolle von Abstraktem und Konkretem. Er kann schwer ermessen (begreifen), was letztlich *mit Händen zu greifen* daraus folgt, dass das Ungarische keine philosophische Sprache hat. Es fehlen nicht nur Wörter, Fachbegriffe, vielmehr fehlt die in der Sprache verrichtete Arbeit. Folglich entstehen andere Bewegungen, Reflexe. Auch andere Möglichkeiten. Überhaupt lässt die Tatsache, dass die Verwendung der ungarischen Sprache (oder die Schriftlichkeit) relativ neu ist, sagen wir, verglichen mit dem Französischen, Englischen, Deutschen, einen größeren Spielraum (macht man zwischen Spiel und Arbeit jetzt mal keinen Unterschied), die nicht starken Regeln, Wortstellung und Satzbau und Verbalzeiten können freier über Bord geworfen werden. Die ungarische Ordnung erhält eine persönliche Färbung. Das ist freilich ein Widerspruch. Das Deutsche würde an so einem Widerspruch leiden, das Ungarische planscht darin (und bemerkt es nicht einmal, was freilich nicht zu seinem Vorteil gereicht).

Kleine böse Novelle. Das Deutsche würde hier gewiss unverzüglich die philosophische Dimension des Bösen erwägen. Das Böse, das Schlechte – prompt sind wir bei der Schöpfung, das heißt, ob Adams Apfel wurmstichig ist; auf Deutsch ist sofort von den Letzten Dingen

die Rede, alles wird sofort groß und bedeutend. Oder klein, denn auch die Beschreibung des konkreten Apfels ist sofort zur Hand. Und der Unterschied zwischen den beiden Äpfeln ist klar. Das heißt, es herrscht Ordnung. Das Deutsche liebt die Ordnung, die Unter- und Überordnung. Es mag die Mäßigung. Zittert vor seiner eigenen Maßlosigkeit. Auf Ungarisch gibt es kein Maß, so dass die Ungarn auch gar nicht ihre entsetzliche Maßlosigkeit erkennen. Für sie ist Maßlosigkeit großartig, herausragend, ein Zeichen von Talent. Die selbstquälerischste diesbezügliche Kritik wäre, sagen wir, »barocke Opulenz«.

Wie denke ich eigentlich darüber?, dachte Esti und strich über seine Notizen. Er mochte es, Papier zu streicheln. »Ich habe – allein – gegen das sechste Gebot gesündigt.« Oder auch nur zu berühren. Mit ihm in Kontakt zu kommen. Obwohl es für einen Beobachter eher so ausgesehen hätte, als segnete er die Blätter; schwarze Messe.

Kurzum, aufgrund der vergehenden Zeit scheint in den Schriften unvermeidlich ein Quäntchen Beleidigtsein zu stecken, gar nicht in ihnen, vielmehr hinter ihnen, ein ungewolltes Herumjammern (Larmoyantheit), und das werde von der Bosheit verdeckt. Eine kleine Bosheit, das ist wichtig. Also nicht blutrünstige Brutalitäten, nicht dass Konjunktive zu Schwertern geschmiedet würden oder, noch besser, zu Hämmern, und er würde so lange auf den Schädel seiner Mutter einschlagen, auf den Schädel seiner geliebten Mutter, auf die Stirn, das Kleinhirn und, nur sehr schwer die ideale Oberfläche findend, die Schläfen, bis ... nun, wir wissen, wie diese Hämmerereien ausgehen, nein, das wäre ihm zu viel, fremd, in der jetzt entdeckten Vergänglichkeit der Zeit liegt weder so viel Aggressivität noch so viel Beleidigung. Es wäre sogar übertrieben, seine in gesegneten Umständen befindliche Frau mit einem Goethe-Zitat die Treppe hinunterzustoßen. Als Eisenstein-Paraphrase, nicht wahr. Warum übrigens wäre seine Frau in diesem Alter schwanger? Aber gerade darum geht es doch, verdammt nochmal!

Er denkt lieber daran, wie er jemandem still ein Bein stellt. Dem er danach vielleicht sogar aufhilft. Vorausgesetzt, der Betreffende stürzt sich nicht unglücklich zu Tode. Denn die kleine Bosheit birgt

(verbirgt) immer auch die große, das macht ihren Reiz aus. Oder in der Straßenbahn mit seinem Stock der Jugend auf die Beine schlagen, die Waden, wenn sie keinen Sitzplatz anbieten oder die consecutio temporum inkonsequent verwenden.

Esti kreiste wie ein Raubvogel (oder wenn nicht Vogel, sondern zum Beispiel Tiger, Hyänenhund, dann könnte er fliegen) über seinen Erinnerungen.

Kornél Estis Erinnerungen: In der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre galten meine Schwester und ich aus Sicht der deutschen Sprache als Neuland. Unsere Eltern versuchten zwar manchmal, wenn sie sich an ihre eigene Kindheit erinnerten, in der sie wie selbstverständlich mehrere Sprachen auf einmal gesprochen hatten, mit uns deutsch zu reden und so zu tun, als könnten sie nicht Ungarisch, doch wir wussten, dass sie es konnten. Unseren daraus sprießenden Argwohn übertrugen wir dann auf die deutsche Sprache. Die deutsche Sprache, stellten wir fest, ist v o n H a u s a u s hinterhältig. Unaufrichtigkeit und Hintergedanken und verschleierte Absicht. Gegen die man sich wehren muss.

Ein Ungar spricht Ungarisch, schleuderten wir unseren Eltern die Kurutzenweisheit ins Gesicht. Du bist so viele Menschen wert, wie du Sprachen sprichst, antworteten sie erschrocken.

Wir stellten uns die deutsche Sprache als Dieb auf Zehenspitzen vor oder als heimtückische Krankheit, die selbst unsere arme Mutter und auch unseren armen Vater infiziert hatte. Doch etwas an dem Ganzen war rätselhaft, unbegreiflich: Warum nur wollen unsere Eltern uns dieses Übel aufzwingen? Dieses Gemeine. Oder hatten wir etwas missverstanden? Schließlich führte uns die Unsicherheit dazu, dass wir uns nicht mit ganzer Kraft gegen das Deutsche wehrten, wir nahmen uns nur vor ihm in Acht; wir gaben unserem Misstrauen Ausdruck. (Für das höchst seltsame Verhalten der deutschen Sprache fanden wir später, während der Sommerurlaube in Österreich, als wir ihr auch leibhaftig begegneten, zahlreiche eindeutige Beweise. Ich befürchte, wir dachten, die deutsche Sprache sei eine ungarische Sprache, in der

die ungarischen Wörter deutsch sind. Einer meiner ersten Vorschläge in diesem Sinne war die Abschaffung von *d e r - d i e - d a s*, die dem echten Ungarn ungerechtfertigt viel Leid bereiten, durch die Verkleinerungsform. Als ich erfuhr, jedes Substantiv mit der Endung *-c h e n i s t d a s*, freute ich mich, als hätte ich das Perpetuum mobile erfunden. Im Grunde war etwas in der Art geschehen. Ich erinnere mich, wie mein Vater lachend nickte, als gratuliere er mir zu meiner das Leben der Menschheit in neue Bahnen lenkenden Entdeckung und lache mich gleichzeitig wegen dieser Albernheit aus. Soll ich jetzt sagen, dass die deutsche Sprache sich wie mein Vater erwies: als undurchschaubar?)

Aus all diesen Gründen wollten unsere Eltern dem Sprachstudium einen angemesseneren Rahmen geben, sie entzogen unsere Einführung in dieses zwielichtige und verdächtige Dickicht der familiären Oberhoheit und vertrauten sie einem Sprachlehrer an. In dieser Zeit waren die deutschen Sprachlehrer deutsche Sprachlehrerinnen, gemeinhin – letzten Endes – aus Österreich, mehrheitlich Baroninnen, deren Männer in schöner Zahl Horthy-Offiziere gewesen waren und in einem fort wegen der verrohenden Weltlage lamentierten, womit teils die Kommunisten gemeint waren, teils die Proletisierung der Arten, eine Krawatte zu binden. Beziehungsweise, und da wurde es heikel, die »halsstarrig konsequente« Trägheit der Schüler, ihre schamlose Schläfrigkeit.

Unsere erste hieß *T a n t e Nelli* (im Laufe der Zeit verspeisten wir dann noch weitere *T a n t e n*). Für die erste Stunde machten wir uns zurecht, als gingen wir zu Besuch, dabei kam sie zu uns (frei Haus). Wir mussten uns umziehen und unsere Mutter kochte Kaffee. Es herrschte Aufregung. *T a n t e Nelli*s Ausmaße übertrafen alle Vorstellungen, als hätte nicht der Herr, sondern Rubens sie geschaffen. Unser großer weißer Komondor bellte sie heftig an. Sie kreischte fröhlich wie in einem Film.

Oh, dieser Hund wünscht mich doch nicht etwa zu verspeisen?

Er hat schon gefressen, knurrte mein Vater grob, beinahe selbst wie ein Hund, aber *T a n t e Nelli* war so gerührt, in der Person meines Va-

ters sozusagen ihrer früheren, schmerzlich verlorenen Welt zu begegnen (sie irrte sich), dass sie glücklich über alles kicherte. Finster führte mein Vater sie ins Haus.

Die Erwachsenen hatten einen schlechten Einfluss aufeinander, als gebrauchten sie Sätze aus dem obigen Film, selbst mein Vater, obwohl er zwischen zwei Höflichkeits- oder Konversationsfloskeln steif schwieg. Von Zeit zu Zeit wandte sich unser Gast uns zu und stellte uns affektierte Fragen, jedoch nicht in der entsprechenden Sprache, so dass wir hartnäckig schwiegen. Unsere Mutter sprach das an.

Aber das ist nicht Ungarisch, erwiderten wir.

Deshalb könnte man trotzdem etwas antworten, antwortete unsere Mutter nicht sonderlich überzeugt.

Wenn wir es könnten, bräuchten wir keinen Deutschlehrer. Und meine Schwester fügte noch unverschämter hinzu: *nespa!*

Oh, wie geistreich!, kreischte *Tante Nelli* erneut und streckte ihre Hand nach meinem Gesicht aus, doch ich riss den Kopf zurück.

Als unsere Eltern uns allein ließen, wurde *Tante Nelli*, als fiel eine Maske ab, normal, ernst, zielstrebig, wirklich. Freundlich und streng. Nichtsdestotrotz war es seltsam, jemanden, einen Erwachsenen, zu sehen, dessen einziges Ziel es war, uns die deutsche Sprache einzutrichtern. Als interessierte sie auf der Welt nichts anderes, als gäbe es sonst nichts Interessantes auf der Welt. Deshalb konnten wir sie schließlich nie ganz ernst nehmen.

Und da geschah etwas, das *mein Bild* von der deutschen Sprache grundlegend bestimmen sollte. *Tante Nelli* hatte sich vorbereitet, sie brachte Hefte, spezielle mit einem breiten Rand, Bleistifte, weiche, 2B, die leicht zu radieren waren, und Radierer, die mit dem Elefant. Sowohl in der Stunde als auch die Hausaufgaben mussten wir mit Bleistift schreiben, und wenn wir einen Fehler gemacht hatten, mussten wir ihn wegradieren (am Anfang zeigte uns *Tante Nelli*, wie; sie radierte uns vor), damit, so sagte sie, in der Welt kein Fehler bleibt.

Warum, ist die Welt etwa sonst fehlerfrei?, fragte ich keck.

Oh, wie geistreich, sagte *Tante Nelli* erneut, nun jedoch leise,

gleichsam streng, ja, traurig. Sie nahm das Sofa für zwei Personen fast in der ganzen Breite ein. Wir hielten sie für alt, sie war um die fünf- undvierzig. Wenn sie saß, drückte das Gewicht ihres Bauches ihre Schenkel auseinander. Der Bauch schien ein extra Körperteil, gewissermaßen ein eigenes Lebewesen. Ich ließ den Radierer fallen und kroch ihm unter den Tisch hinterher, und da unten begegnete ich ihren beiden Schenkeln. Oder, besser, dem von den Schenkeln gebildeten Tunnel. Doch ich sah nur die Unterhose. Eine große, aber dermaßen große Unterhose, wie man sie sich nicht vorstellen konnte. Wie ein riesiges weißes Segel (aus der Nähe). Eine Zeltbahn. Tante Nelli unterrichtete nach Vajda/Fürst: *Für Anfänger*. Von oben hörte ich: Der Vater arbeitet. Ich starrte auf das überwältigende Weiß. Die Mutter kocht. Die verschneiten Hochebenen müssen so aussehen. Was ich sah, war gigantisch, rein und geheimnisvoll. Das Kind spielt. Immer mehr war ich überzeugt, dort unten, wo der Bauch beginnt, die deutsche Sprache selbst zu sehen, ja, so ist also die deutsche Sprache, gigantisch, rein und geheimnisvoll. Der Sohn lernt. Mit rotem Gesicht kam ich aus der unteren Welt wieder hoch. Tante Nelli sagte gerade freundlich: Die Großmutter reinigt das Fenster.

Da beschloss ich ... was eigentlich? Ich fasste in Sachen Erlernen der deutschen Sprache irgendeinen kindlich ernstesten und erwachsen nicht befolgten Entschluss. Von da an versuchte ich den Radierer so oft wie möglich fallen zu lassen. Als ich einmal schon zum zehnten Mal auf allen vieren unter dem Tisch herumtappte, berührte Tante Nelli mit ihrer riesigen Schaufelhand federleicht meinen Kopf.

Lass den Radiergummi unten. Such nur, such schön ruhig. Und wenn du ihn gefunden hast, such weiter.

Weiter, es wurde für Esti das schönste deutsche Wort. Nicht böse genug, Esti überflog die Geschichte. Aber immerhin wahr, und er zuckte die Schultern. Er blickte auf seine Uhr, es war wieder halb zehn. Das wäre gut als Schluss, nur habe ich einen Satz ausgelassen. Esti: Mein Vater war Prüfer in der Dolmetscherausbildung, an jenem

Tag hatte er gleich drei Prüflinge, alle hatten sie ein »sehr gut« bekommen. Denn die Vorgabe lautete, niemanden durchfallen zu lassen. Er erzählte es, als er nach Hause kam. Und da erhielt ich in Bezug auf meine Deutschkenntnisse von ihm das größte Lob. Das größte Lob meines Lebens. Er sah mich ernst an. Die waren sogar noch schlechter als du.